



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.

Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Ich hätte ihm meine Hand nicht mehr gereicht!“
fauchte der Viscount.

Wer unbeirrt fuhr Marianne fort:

„Er hat Ihnen vor einiger Zeit ein versiegeltes Schriftstück zur Aufbewahrung übergeben. Das gleiche Schriftstück, inhaltlich, wenn auch nicht wörtlich, besitzt Lord Southcliffe. Er bittet Sie, die Siegel jetzt zu lösen. Uebrigens weiß der Minister von Longfords Staatsangehörigkeit schon seit heute morgen. Er hat ihm selbst nach dem Lunch einen Besuch abgestattet und seine Verhaftung aus guten Gründen nicht verfügt.“

Der Viscount runzelte die Stirn.

„Und was hat“, fragte er streng, „Herr Atterley mit dieser Angelegenheit zu schaffen?“

„Herr Atterley wird mich zu dem Ort der Verabredung bringen.“

„Also Beihilfe zum Fluchtversuch eines deutschen Auspählers? Eine strafbare Handlung, obendrein begangen von einem Beamten des Kriegsamts! Unglaublich!“

„Aber, Schwager, wie können Sie das behaupten? Herr Atterley geleitet mich an einen bestimmten Ort. Ich werde da von Herrn Longford oder, wie er in Wirklichkeit heißt, Hauptmann Kersten, abgeholt, und zwar zu einer Zeit, da seine Flucht bereits gelungen ist.“

Der Oberst hörte beinahe belustigt zu.

„Sonderbare Beweisführung!“ brummte er. „Und Sie wollen Ihr Leben, Ihre Liebe vielleicht, einem solchen Menschen anvertrauen?“

„Sie wissen, daß er kein schlechter Mensch ist!“, sagte sie überzeugt.

„Sie sind erstaunlich berecht, Marianne, erstaunlich berecht, wenn es gilt diesen Herrn zu verteidigen, der uns alle zum besten gehabt. — Es ist sonst nicht meine Art, allerlei Fragen zu stellen. Aber ich bin auch nur ein Mensch, ich kann nicht anders: Lieben Sie den Herrn? Er hat Ihnen gewiß einen Antrag gemacht; denn so ritterlich denkt kein Spion, daß er dem Wunsch einer Dame zuliebe Hals und Kopf mutwillig aufs Spiel setzt. Sagen Sie mir die Wahrheit, Marianne! Sie wissen, wie es um mein Herz bestellt ist!“

Marianne zog Longfords Brief hervor und gab ihn ihrem Schwager zu lesen.

Schelmisch fügte sie hinzu:

„Sie sehen, daß er beinahe so ritterlich denkt. Er wird erst drüben auf deutschem Boden die Frage an mich richten. Wenn wir glücklich drüben sind, werde ich ihm antworten.“

Wehmütig sah der Viscount auf sie.

„Marianne, Ihr Herz hat schon entschieden. Ich halte Sie nicht zurück. Auch ihm will ich nichts in den Weg legen. Er wird England nicht mehr schaden. Möge er leben bleiben!“

Doch Marianne wurde von der alten Unruhe gepackt.

„Ich muß fort, Schwager. Ich veräume den Zug. Wenn Sie mir noch etwas sagen wollen . . .“ Und plötzlich zuckte ein Gedanke in ihr auf . . . „Warum geben Sie mir eigentlich nicht das Geleit bis zu dem letzten Ort, wo ich zur Fahrt nach Deutschland einsteige? Ist das nicht fast Ihre Pflicht als Edelmann?“

Der Viscount erhob sich und faßte traurig ihre Hand.

„Marianne, keine Evas-tochter, was machen Sie aus mir?“

Und wenige Minuten später jagten sie selbdrift im Kraftwagen durch den nächtlichen Hyde Park der Themsebrücke zu. — Und die Lichtkegel der in rasender Eile den Himmel absuchenden Scheinwerfer, der Feuerchein der von den Brandbomben getroffenen Gebäude der City liehen der Fahrt gespenstische Fadeln.

Erschauend hüllte sich Marianne in die Autodecken.

17. Kapitel.

Nacht und Grauen.

Als die ersten Schüsse der Luftschiffabwehrkanonen über die Dächer von London erschallten, erwachte Longford.

Er hatte sich sofort nach Atterleys Weggang abermals zum Schlafen niedergelegt. Er pflegte das „auf Vorrat schlafen“ zu nennen und hatte diese Eigenschaft, besonders im Frontdienst, zu meisterlicher Fertigkeit entwickelt.

Die lärmende Aufregung, die im Hause herrschte, ließ ihm keinen Zweifel darüber, daß tatsächlich „Mynheer van B.“ einen neuen Angriff auf die Weltstadt unternommen habe.

Es war keine Zeit zu verlieren. Er zog seine Schwimmweste an, die Fliegerjoppe darüber und betrat den Gang. Niemand ließ sich sehen. Sie waren alle in die Keller geflüchtet, obwohl Hampstead ziemlich weit ab vom Schuß lag.

Er lächelte. Dann ging er in den Flur hinaus.

„Ist hier jemand?“ rief er laut in das Dunkel.

Eine elektrische Taschenlampe blitzte auf.

„Hallo, wer sind Sie?“ kam es aus der Richtung des Scheines.

„Ich bin Hauptmann Longford.“

„Sie dürfen die Wohnung nicht verlassen!“

„Weiß ich!“ gab Longford trocken zur Antwort. „Hat mir der Minister nachmittags selbst geraten. Sie sind wohl der Kriminalbeamte, der zu meinem Schutze — er betonte das Wort „Schutz“ ziemlich auffällig — bestellt ist?“

„Ja, ich bin Kriminalbeamter!“

„Was bedeutet der Lärm und das Schießen?“

„Ein Zeppelinangriff. Unsere Abwehrkanonen böllern tüchtig dazwischen.“

„Dann habe ich also doch recht gehört.“

„Ja, eine Satansbrut, diese Deutschen! In der City
kracht es höllisch!“

„Und Sie stehen so ruhig hier?“

„Ich habe den Befehl, Sie zu überwachen!“ erwiderte
kühl der Beamte.

„Hat man Ihnen diesen Befehl auch für einen Zeppelin-
angriff erteilt? Glauben Sie vielleicht, ich bliebe so ruhig
hier, wenn London in Gefahr ist? Ich werde mich augen-
blicks zum Flugplatz begeben und dort weitere Befehle er-
warten. Sie sehen, daß ich bereits gerüstet bin.“

„Sie werden dieses Haus nicht verlassen!“ erklärte die
Stimme im Dunkeln mit Entschiedenheit.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der uns beide
entlastet: Sie bringen mich als Gefangenen zum Flugplatz
an der unteren Themse. Braucht man mich dort nicht, so
kehren wir wieder um, und alles bleibt wie vorher.“

„Ach, das ist ja Unsinn. Sie werden keinen Wagen be-
kommen, und zu Fuß.“

„Das kommt auf den Versuch an. Folgen Sie mir! Sie
werden wohl nicht befürchten, daß ein Mann mit einem zer-
schossenen Bein Ihnen entflieht.“

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, schritt der junge
Offizier, absichtlich stark hinkend, die Stufen hinab und trat
auf die Straße. Der Beamte zauderte einen Augenblick und
schloß sich ihm an.

An der zweiten Straßenecke fanden sie einen Kraftwagen
stehen. Der Fahrer war nirgends zu sehen. Longford drückte
auf die Hupe. Da öffnete sich eine Haustür, und eine groß-
kende Stimme ließ sich vernehmen:

„Donnerwetter, lassen Sie meinen Wagen in Frieden!“

„Fahren Sie?“ fragte Longford.

„Verdammte Kerle! Jetzt ist keine Zeit zu Späßen. Ich
denke nicht daran, zu fahren.“

Der Beamte lächelte nachsichtig.

„Aber wir müssen ein Auto haben!“

„Dann suchen Sie sich eines!“ klang es grob zurück.

Mit feinem Spott meinte der Hauptmann:

„Ich denke, wir haben schon eines gefunden.“

„Steigen Sie ein, Herr!“ gebot er dem Geheimpoli-
sisten.

Der Fahrer stürzte wie eine Tigerkatz auf Longford zu.
Er hob die Faust zum Schlage.

„Was, fremder Leute Wagen stehlen?“

Der Offizier hielt ihm den Revolver unter die Nase.

„Nur Ruhe, mein Freund! Ich will nichts Unrechtes
von Ihnen. Sie sollen drei Pfund über die Taxe bekommen,
wenn Sie mich zum Flugplatz bringen.“

„Drei Pfund?“

Der Kraftfahrer fühlte seine Bedenken schwinden.

Er kurbelte an und bestieg den Fahrstuhl. Dann fragte er:

„Zu welchem Flugplatz?“

„An der unteren Themse.“

„Was?“ brüllte der Mann auf. „An der unteren
Themse? Meinen Sie den bei Woolwich?“

Auch Longford hatte im Wagen Platz genommen.

„Gewiß!“ schrie er zum Fenster hinaus. „Eben den
meine ich.“

Aber mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens war der
Mann vom Sitz herabgeklettert und hatte den Schlag auf-
gerissen.

„Heraus!“ rief er, so laut seine Kehle es vermochte,
„heraus! Durch die City fahre ich nicht!“

Longford blieb sitzen und hielt auch den Beamten zurück.

„Nehmen Sie doch Vernunft an!“

„Heraus, heraus, jage ich. Ich hab' Weib und Kind
und fahre nicht um eine Million Pfund in den Tod.“

So tobte er eine gute Weile. Longford erwiderte kein
Wort, bis er stille ward. Dann sagte er:

„Ja, gibt es denn nur den einen Weg durch die City.
Können Sie nicht oberhalb über die Themse fahren? Glauben
Sie, daß die Zeppeline nach Southward und in die Arme-
leutenviertel ihre Brandbomben werfen? Wir werden in einem
Bogen über Croxden fahren. Marsch! Die Räder in Bewe-
gung gesetzt. Wenn wir zur rechten Zeit dort sind, sollen Sie
statt drei Pfund fünf als Belohnung erhalten.“

Die Räder zogen an und ratternd stuferte der Wagen
davon.

Die beiden Insassen sprachen kein Wort.

Als sie aber auf dem Südbufer angelangt waren und hin
und wieder sich ein Ausblick auf die Themse bot, setzte sich

Longford dem Beamten gegenüber auf die linke Fensterseite.
„Sehen Sie nur diese Feuergarben!“

Das Schauspiel fesselte sie. Der Lärm der herabgeworfe-
nen Bomben vermengte sich mit dem Dröhnen der Verteidig-
ungsgeschütze. Zähl schossen Flammen Hunderte von Metern
in die Lüfte. Weißlicher Dampf ballte sich zusammen, von
rötlich schimmernden Wolken überdacht. Dazwischen mähnten
sich Scheinwerfer, den Nebel zu durchdringen. Sie sahten
da eine Gondel, dort einen Teil der Ballonhülle der nächst-
lichen Feinde. Es waren wohl nur vier oder fünf Schiffe.
Aber sie tauchten so rasch bald da, bald dort auf, daß sie
zuckend zu sein schienen. Und kaum hatte sie die Meute der
Scheinwerfer gestellt, als sie schon wieder im Grauen der
Nacht verschwanden. Ein Bild des Schreckens und Entsetzens.

Longford sah seinen Begleiter gespannt an. Der Beamte
hatte seine Ruhe verloren. Pfeifend entließ er den Atem durch
den halb geöffneten Mund und hielt den Blick starr auf den
nächtlichen Himmel gerichtet.

Da fuhr Longford mit der Rechten langsam in seine
Rocktasche. Seine Finger glitten um ein Fläschchen. Er ent-
lockte es behutsam zwischen zwei Fingern und legte den Dau-
men über die Öffnung.

„Sehen Sie, da sind schon unsere Flieger!“

Er deutete mit der Linken hinaus, und gleichzeitig
führte seine Rechte das Fläschchen dem Beamten an den
Mund. Der Daumen gab die Öffnung frei. Ein süßlicher,
sinnverwirrender Geruch erfüllte das Wageninnere. Der
Geheimpolizist taumelte schwer atmend rücklings vom Sitz.
Longford richtete ihn auf und hielt ihm nochmals das
Fläschchen unter die Nase. Dann riß er das Fenster zur
Rechten auf, schleuderte das Fläschchen auf die Straße
und sog tief die Nachtluft ein, um nicht selbst ein Opfer
der betäubenden Flüssigkeit zu werden. Hierauf zog er
die Signalfleise. — Der Wagen hielt.

„Fahrer, mein Begleiter ist offenbar infolge der Auf-
regung ohnmächtig geworden. Wir werden ihn hier ab-
laden müssen.“

Der Autolenker stieg wetternd vom Sitz und trug den
bewußtlosen Beamten gemeinsam mit Longford in eine
nahe Kneipe.

Longford gab dem Wirt fünf Schilling und ersuchte
ihn, für das Wohlergehen des bewußtlosen Gastes zu sorgen.
Dann fuhr er mit verdoppelter Geschwindigkeit dem Flug-
platz zu. — — —

Als er das Wachtgebäude betrat, legte gerade der
diensttuende Major den Hörer aus der Hand.

„Zum Kukud! Es ist also tatsächlich keine Verbindung
zu bekommen! Hol's doch der und jener!“

Risnützig wandte er sich nach Longford um.

„Sie wollen sich nützlich machen, Hauptmann? Es geht
auf Mitternacht. Unsere ganzen Geschwader sind schon auf-
geflogen. Es wird kein Flugzeug mehr frei sein für Sie.
Keine Entschuldigung! Dann mir alles selber denken.
Ist wohl schwierig, jetzt da herauszukommen vom Westen.
Fernsprecherlehr ist auch eingestellt.“

Erst in diesem Augenblick dachte der Hauptmann daran,
daß er ja durch den Fernsprecher den ersehnten Bescheid
von Marianne erhalten sollte. . . . Es ist gut . . . oder . . .
Bedauere sehr . . . Aber keins von beiden war eingetroffen. . .

Vielleicht infolge der Störung . . . vielleicht hatte man
auf den Anruf keine Antwort erhalten, da ja Mistreß Smith
in den Keller gestürzt war, vielleicht hatte auch Mistreß
in der Aufregung vergessen, ihm Mitteilung zu machen.

Er runzelte die Stirn. Zu töricht! . . . Aber er kam
gar nicht zur Ueberlegung. . . Was sagte der Major?
„Glaube kaum, daß noch ein Flugzeug frei sein wird für
Sie?“

Am Gottes willen! Dann war ja alles verloren!

„Wollen mal nach dem Schuppen gehen und nach-
sehen.“

Sie stapften über den spärlich erleuchteten Platz und
betreten den ersten Schuppen.

„Ist noch ein Kampfflugzeug da?“ fragte der Major
den Wächter.

„Nur das eine . . . Herr Major wissen schon . . . wo
das Maschinengewehr abgenommen worden ist.“

Longford atmete erleichtert auf. Gott sei Dank! Dann
war ja noch alles gut! — Und mit dem Reste seiner Selbst-
beherrschung setzte er eine betäubte Miene auf.

„Schadel Schadel! Ohne Maschinengewehr ist mir na-
türlich nicht gedient.“

Der Major wendete sich zum Gehen. Er folgte ihm. Doch schon nach wenigen Schritten hielt er inne.

„Herr Major, ich habe einen teuflischen Einfall. Ist das Flugzeug sonst in tadelloser Verfassung?“

„Aber Sie können sich unbedingt darauf verlassen. Der Motor ist vollkommen in Ordnung. Nur das Maschinengewehr muß ausgewechselt werden. Es ist jetzt, da die Beladung fortfällt, unser schnellster Doppelsieder.“

„Wollen Sie ihn mir für diese Nacht überlassen? Begleiter brauche ich keinen. . . . Es gibt einen Flug auf Tod und Leben!“

„Machen Sie keinen Unsinn!“ wehrte der Major ernst ab.

„Ich habe einen satanischen Plan. Bitte, lassen Sie das Flugzeug fertig machen! Hat es genügend Betriebsstoff?“

„So viel, daß Sie damit bis zur russischen Front fliegen können!“

Der Hauptmann unterdrückte ein Lachen und scherzte: „So weit wünsche ich gar nicht zu kommen. . . . Aber ein Stück ins Meer hinein. . . .“

„Sie können. . . . aber wozu wollen Sie eine so halbdreherische Fahrt antreten, die Ihnen niemand bezieht?“

„Herr Major, wenn ich nicht mehr zurückkehren sollte, behalten Sie mich in gutem Andenken! Leben Sie wohl und grüßen Sie die Kameraden!“

Seine Nerven waren bis zum äußersten gespannt. Er fühlte, wie sie hier, kurz vor dem Ziele, versagen wollten. Er mußte den Auftritt abkürzen.

„Es eilt! Was ich vorhabe, Herr Major, lassen Sie bitte mein Geheimnis sein!“

Das Flugzeug ward auf den Rasen hinausgeschoben. Der Hauptmann griff mit gewohnter Sicherheit in die Speichen des Lenkrades. Stoßend setzte sich der Motor in Bewegung. . . . Tack-tack-tack. . . . Immer rasender wurden die Umdrehungen. Das Fahrzeug schoß vorwärts, erhob sich etwas vom Erdboden, schwankte, senkte sich noch einmal und bohrte sich dann peilgeschwind in die Nacht. . . .

Gerettet!

Niemand würde ihn mehr verfolgen, niemand ihn gar einholen können.

Er hielt gerade nach Osten und fuhr möglichst langsam, um mit dem Betriebsstoff zu sparen.

Sollte er auf dem kürzesten Wege nach Deutschland fliegen oder vielleicht nach Holland, das ihm näher lag? Aber es war nur ein Spiel mit Gedanken. Er lächelte über sich selbst. Diese Möglichkeit nahm er selber nicht ernst. Die Gefahr wuchs gewiß nicht, wenn er in Margate der Verabredung gemäß Marianne erwartete. Auch wenn man ihn verfolgen wollte, woran in dieser Nacht des Grauens gewiß niemand dachte, — in Margate würde man ihn zu allerletzt suchen. . . .

Er bogte sich nah über das Handgelenk seiner Rechten, wo seine Uhr in einem Lederarmband steckte. Mitternacht war längst vorüber.

Das Feuergefecht über der City hatte sein Ende gefunden. Die Luftschiffe waren anscheinend nach Nordosten abgezogen und die englischen Geschwader waren ihnen gefolgt. Er blickte rückwärts.

Noch zuckten rötlich flackernd die Flammen über London. Aber ruhig und ohne Hast suchten jetzt die Scheinwerfer den nächtlichen Himmel ab.

— Als die erste Stunde des jungen Tages vollendet war, sah er links vor sich einen kleinen Drachen sich tief unten in östlicher Richtung bewegen. Aus den Rüstern des Drachens schob Feueratem. Das mußte der Zug sein, der um ein Uhr fünf in Margate eintraf. Er war wenig beleuchtet, und nur der Dampf, den die Maschine auspfeie, verriet ihn in der Dunkelheit. —

Das weiße Licht dort links mußte Margate, das gelblich blühende Ramsgate sein.

Er hielt auf die Mitte zu und ging so tief herunter, daß er beinahe die Wipfel der Bäume gestreift hätte, die hier in Doppelreihen standen. Das war aller Wahrscheinlichkeit nach die Landstraße.

Er ließ sich zur Erde niedergleiten, mitten in eine nebelnasse Wiese, sprang aus dem Flugzeug und ging der Allee entgegen.

Es war die Landstraße, die von Margate nach Ramsgate führte.

Wieder sah er zur Uhr. Fast 1/2 Uhr. Er schätzte, daß

sie in längstens einer Viertelstunde hier sein mußte. . . . wenn sie kam.

Bis zwei Uhr wollte er warten.

Er setzte sich an den Straßenrand in den Graben. Es war fast vollkommene Stille. Er glaubte, das Blut in seinen Schläfen brausen zu hören. . . . oder war es das Meer, die Nordsee, die auch die Küsten der Heimat bespülte?

Er mochte zwanzig Minuten gegessen haben, als er ein Geräusch in der Ferne vernahm. Er legte das Ohr an die Erde. Es war nicht zu unterscheiden, wie viele Personen sich näherten. Zweimal gab er das verabredete Zeichen.

„Krrracha! Krrracha!“

In der Ferne antwortete eine weibliche Stimme „Hal-loh“. Er vermeinte, die Stimme Mariannes zu hören. Aber es konnte auch Täuschung sein. Noch einmal krächzte er wie ein Rabe sein „Krrracha, Krrracha!“ Dann lauschte er angestrengt.

Er hörte die Stimmen der Personen, die sich näherten. Jetzt glaubte er, auch des Hilfszenjors Stimme zu erkennen.

Aber — — war da nicht eine dritte Person?

Er sah eine Taschenlampe aufblitzen und die Straße absuchen. Rasch duckte er sich in den Straßengraben.

Und jetzt ganz nah. . . . Ja, das war die Stimme Mariannes.

„Hier aus dieser Gegend kam aber ganz bestimmt der Madenschrei. Halloh!“

Schon wollte er ins Licht treten. Da hörte er die Stimme des Bläcounis.

Ein fürchterlicher Schreck jagte ihm vom Wirbel bis zur Sohle. Sie hatten ihn verraten! Und jetzt wollten sie ihn fangen. . . . Aber lebendig sollten sie ihn nicht bekommen.

Er riß den Revolver aus der Lederhülle und entschickte ihn. . . . Es gab ein knackendes Geräusch.

Der Oberst trat in den Schatten.

„Atterley!“ rief er, „löschen Sie die Lampe. Ich habe eben deutlich das Knacken einer Schußwaffe gehört.“

Da vernahm er Mariannes glockenhelle Stimme.

„Ach Gott, Hauptmann Kersten, Sie sind erschrocken, weil mein Schwager mich begleitet hat. Seien Sie unbesorgt! Er kommt als guter Freund! Treten Sie näher! Glauben Sie denn, Marianne von Roggenhufen würde beim Jang eines deutschen Spähers mithelfen?“

Nein, das glaubte der Mann im Straßengraben nicht. Er erhob sich überzeugt. Marianne ging ihm entgegen.

(Schluß folgt.)

Ein Kinderschrei.

Von Robert Jacques.

Ein Schweizer Zug voll deutscher Bewunderten, die aus den Gefangenenlagern Frankreichs entlassen worden waren, hielten der Grenze bei Konstanz zu. Die meisten von ihnen waren seit 1914 in Frankreich und hatten also die Zeit der letzten Jahre nur halb erlebt. Junge Kurischen schauten neben Vaterköpfen durch die Fenster in die erstrahlende Luft des Bodensees.

Drüben lag Deutschland. Es wartete auf sie. Und sie harrten ihm entgegen, starrend voll von den Spannungen des Widersehens, sturmvoll aufgepeitscht von dem Drang ihrer Erlebnisse, die an das Tor schlugen, das in der nächsten Viertelstunde fertig vor ihnen aufbrechen sollte.

Während der Zug in den Bahnhof einfuhr, rief die draußen versammelte Stadt „Hurra“ unter den Hallen. Eine Militärkapelle mußte blasen und brauste über die Schreie der Menge hinaus. Die Lokomotive zischte wie ein Drachen. Die Bremsen rasen wie titanische Feilen an den Rädern. Mit dieser Lärm überfiel sich selber in einem hundertfältigen wütenden Rausch. Die Heimkehrer den preßten sich in die Fenster und schrien. . . . aufgelöst.

Und noch hielt der Zug nicht, noch wälzten durcheinandergeschlungen die fürchtbaren Lärme über Zug und Menschen her, da schrie auf einmal eine Knabenstimme:

„Vater!“

Er schrie diesen Gruß mit einem Aufschrei, als löge sein Herz mit durch seine junge Kehle hinaus. Der Schrei schlug jäh und brandrot vor Jugend allen Lärm nieder. Ich saß im vordersten Wagen, hörte ihn, und mein Ohr warf ihn wie eine Flamme in mein Herz hinab. Ich mußte die Fäuste an die Schläfen pressen, so überflutet dieser einzige Kinderschrei die ganze körnvolle Jungenerwartung des Empfangs. Triumph stieß die Luft fort in ihm, Liebe das Erwarten, Stolz die Verzweiflung, Sehnsucht und Erfüllung lagen darin. Es war der vielstimmigste Schrei, den ich je in meinem Leben durch Weltteile, durch Häfen und Stahlwerke, Ozeanstürme und Artilleriegeschlachten durch mein Ohr empfangen hatte.

Ich sah den Knaben nicht, der mit ihm seinen vor Krieg, Tod und Gefangenschaft erretteten Vater begrüßte. Ich sah den Vater

nicht. Brauchte er zwei Beine, zwei Arme, zwei Augen nach Hause? Ich weiß es nicht und will es nicht wissen.

Denn was mein Dyr empfangen hatte, war mehr als Ersehung. Es war der Schrei aller Knaben von 1918 an alle Väter von 1914. Qual und Seligkeit . . . Erde und Feuer in derselben Umfassung.

Er ging über die Welt. Eine neue Zeit brüllte aus ihm . . . die Zeit, die die Knaben von heute aus dem Blut der Väter zur Arbeit des Kommenden erlösen wird.

Der Schrei ging wie eine Geburt aus dem süßlichen Bahnhof des Landes. Hört ihn nach Norden, Osten, Westen! Ich sage euch: Gott hat ihn durch die Knabenlehre geschleudert, diesen berghaften stärksten Laut unserer Sprache — das Erschaffertwort!

Vermischtes.

* Eine ukrainische Königskrone. Daß es noch jetzt eine alte ukrainische Königskrone gibt, ist wohl nur den wenigsten bekannt und wird in einer Mitteilung vom „Neber Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) in Erinnerung gebracht. Es ist dies die Krone des ukrainischen Fürsten und Königs Danylo Romanowitsch, die ein Geschenk des Papstes Innozenz IV. war. Mit dieser Krone ist Danylo im Jahre 1253 in Dorohitschn (Podlachien) zum Könige von Galitsch-Mahimir gekrönt worden. Diese Krone, eine von einem Kreuze überragte Bügelkrone von bekannter alter Form, war bis zum 2. Juni 1915 in der ukrainischen Kathedrale in Przemyśl aufbewahrt und wurde von dort vor der Ausrückung dieser Festung durch deutsche Truppen von den Russen nach Petersburg verschleppt. Ob und wo sie sich dort noch befindet, ist zurzeit nicht bekannt.

* Was die Spargen fressen. Der Sperling hat während des Krieges in erschreckender Weise zugenommen. Dieser Vogel ist für jede Landgemeinde äußerst schädlich und sein Nutzen, der im Vertilgen von Raufäfern und anderen Schädlingen während seiner Brutzeit besteht, ist gering. Böhl hat es unternommen, den Schäden des Sperlings an Getreide nachzuweisen. Er rechnet mit 30 Tagen Hauptfresszeit. Rechnet man rund 50% der Einwohnerzahl auf Sperlinge, so gäbe das für Deutschland zirka 85 000 000 Stück. Auf 1 Kilogramm gehen ungefähr 30 000 Stück Weizenkörner. Obgleich der Sperling in der Gefangenschaft täglich 50 und mehr Getreidekörner frisst, so soll doch wegen seiner anderen Nahrungsmittel nur ein Verbrauch von 15 Körnern angenommen werden. Die 30 Körner entsprechen etwa der Menge, die ein kleiner Fingerhut faßt. Es würden also die 30 000 000 Sperlinge täglich 500 000 000 Körner fressen, und in 30 Tagen etwa 13 Milliarden oder 450 000 Kilogramm. Man muß aber jedenfalls damit rechnen, daß es in Deutschland 50 000 000 Sperlinge gibt, und daß diese täglich das doppelte Quantum fressen. Man würde dann auf etwa 25 000 Zentner Getreide kommen, die diese Schädlinge der menschlichen Nahrung entziehen. Diese vorsichtige Rechnung muß auch dem Gleichgültigsten die Augen öffnen. In der Kriegszeit haben wir kein Getreide übrig, um ein so großes Sperlingsheer durchzufüttern — ohne Brotmarke.

Büchertisch.

— Even Hedin, „Jerusalem“. Feldpostausgabe. 160 Seiten Text mit 25 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus.) Geheftet 1,50 Mark. — Ebenso reich an fruchtbarsten Gesichtspunkten wie in seinem vorigen Werk „Bagdad, Babylon, Ninive“, läßt Hedin auch hier als Hintergrund der lebendigen Gegenwart die Jahrtausende alte Vergangenheit des gelobten Landes in gigantischen Ruinenfeldern und Ruinen, in epochemachenden Ereignissen und Persönlichkeiten der Weltgeschichte wiedererschauen. Wir wandern mit Hedin durch die engen, holperigen Stufenstraßen der heiligen Stadt, lassen den Hauber ihrer tibetartigen Landschaft auf uns wirken und lauschen in ergriffener Andacht den Erinnerungen, die der bibelkundige Führer im Garten Gethsemane, an den Stationen der Via dolorosa und in der Kirche des Heiligen Grabes in uns wachruft. Der Reichtum des Buches ist damit nicht erschöpft. Da ist das uralte Damaskus mit seiner Omajjadenmoschee, Baalbel mit seinen herrlichen Ruinen aus griechisch-römischer Zeit, der See Genesareth mit Tiberias, Kapernaum und all den Orten, deren Namen jedem Christen und Juden geläufig sind, Nazareth und Bethlehem, Jericho und das Tote Meer. Ein Besuch in den Judenkolonien bei Jaffa gibt Veranlassung zu einer ausschlüßreichen Erörterung über den Zionismus, und zum Schluß führt dann ein Ausflugs an die türkisch-deutsche Front in Ägypten aus so viel Vergangenheit wieder in die nicht minder bedeutungsvolle Gegenwart zurück.

— Unseres Herrgotts Kostgänger. Skizzen von Otto Städtrath. Marburg, N. G. Eversche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. 1,80 M. Bauerngeschichten erzählt der Verfasser, Geschichten, die unser Hessenland als Heimat aufweisen. Aber Städtrath plaudert im heftigen Dialekt nicht allein fesseln, sondern er zeichnet und charakterisiert auch, und das mit überaus scharfer Schärfe. So bieten seine Erzählungen einen ungemein spannenden Unterhaltungsschiff, der dazu ein gutes Stück wertvoller Volksgeschichte und Volksliteratur verrät. In der Heimat wie im

Exil wird das Schmuck, preiswerte Bändchen sicher die freudigste Aufnahme finden, die es in jeder Hinsicht verdient.

— Die goldene Venus. Renaissance-Novellen von Franz Langer, Verlag Wilhelm Borngräber, Berlin. Bilder von tiefer Eindringkraft schafft der Dichter in seinen Novellen, die bei den spannenden Handlungen und der flüssigen Sprache den Leser nicht zu Atem kommen lassen. Südlische Pracht und nordische Gemütsamkeit werden treffend geschildert; eigenartige Charaktere, mitunter von Leidenschaften gezeichnet, stehen im Rahmen der Erzählungen, die zu ihrer vollen Würdigung reise Leser voraussetzen.

— Die Spieler. Roman von Ludwig Wolff, Berlin, Ullstein u. Co. — Die überragende Gestalt dieses Spielerromans ist der Rittmeister von Wächter, ein jungerlicher Herrmannsch, einer der bekanntesten Namen des Sports, ein Weltbummler aus hartem Trotz und aus Leichtsin. Durch entwerrende Nächte im höchsten Spielsaal, durch sommerliche Tage eines späten Herzensglücks gelangt der Rittmeister von Wächter bis zu einer Krise, von deren Wucht auch ihm der Niederbruch droht.

— Es ist immer von eigenem Reiz, einen Dichter über eine Fahrt ins Kriegsgebiet sich äußern zu hören. Ein Dichter sieht mehr als ein Kriegsberichterzatter, und das, was er sieht, gewinnt in seinem künstlerisch formenden Geiste eine erhöhte Anschaulichkeit. Mit besonderem Genuß liest man daher auch die Schilderung der „Italienischen Kriegszeit“, die Max Halbe in der neuesten Nummer 3909 der „Leipziger Illustrierten Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) am Grund seiner bei einer Fahrt durch Friaul und Venetien gewonnenen Eindrücke veröffentlicht. In der gleichen Nummer würdigt Dr. Hermann Diez die Bedeutung des „Friedenswerkes im Osten“, Gesehmrat Prof. Dr. Doehrl den Wert der bayerischen Verfassung anfänglich des hundertjährigen Gedenktages ihrer Einführung. Oscar Die Wandert über „Deutsche Tanzkunst“ und nimmt dabei besonders Bezug auf Hannalore Kregler, deren Tanzvorführungen nach Skizzen Walter Hammers biblisch wiedergegeben sind. Unter den Kriegsbildern beanspruchten die Zeichnungen Albert Reichs von der Eroberung des Kesselbergs und Richard Fiedlers von dem misglückten Handstreich der Engländer gegen Jeebrügge das meiste Interesse.

— Vom Judentum zum Christentum. Von Prof. Dr. A. Bauer. 156 Seiten. Wissenschaft und Bildung, Bd. 142.) Gebunden 1,50 M. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jakobsohn, enthält in der Nummer 23: Rom, von Germanicus. Von Liberalismus, von E. Hartwig. Germania Paasche, von Johannes Fühner. Jakob Dürschardt, von Egon Friedell. Anstuf. Wassermann in Wien, von Alfred Polgar. Neue Parodien, von Hans Kaempf, von Adolph Goldschmidt. Antworten.

— Schwand, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Muth. Jof. Köfliche Buchhandlung, Rempten und Wänden. Vierteljährlich 4,50 M. und Teuerungszulag. Inhalt des Juni-Hefes: Weltkrieg und Weltmission. Von Erzabt Norbertus Weber. — Das Ewige. Gedicht von Richard Schaulak. — Heinrich von Treitschkes Lebenswerk. Von Dr. Max Fischer. — Mari Madlen. Ein Roman aus der Kibna. Von Leo Weismantel. — Demokratie. Von Ministerialrat Dr. Richard Schaulak. — Unponderabilien. Von der Verfasserin der Erinnerungen „Aus europäischen Tagen“. — Die ukrainische Republik im Lichte der Geschichte und der Realpolitik. Von Dr. H. S. Weber. — Kleine Bausteine. — Kritik. — Kunstschau.

— Der Völkerkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. E. S. Beer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 165 und 166, Preis je 40 Pfennig. Wenn wir die neuesten Hefte des „Völkerkrieg“ (165 und 166) durchblättern, so tut sich schon in den schönen Abbildungen eine Welt vor uns auf, die durch ihre Eigenart und farbige Vielgestaltigkeit hohes Interesse erweckt: die Welt des türkischen Orients. Landschaften, Szenen aus dem Volksleben, Truppen in seltsamer Ausrüstung, Lazarette u. a. m. aus Kleinasien, Ägypten, Syrien, Arabien erscheinen und bereichern das unerschöpfliche Panorama des Weltkriegs mit Bildern von besonderem Reiz. Und dazu bringt der Text alles, was nur aus den fernsten Winkeln dieser halb in märchenhaften Dunkel liegenden Welt durch zuverlässige Berichte zu uns gedrungen ist von der Bewegung, die in langsamen, weithin wandernden Wellen durch jene Länder flutet.

Tauschrätsel.

See, Lid, Bahn, Mai, Bau, Eid, Juan.

Von jedem Wort ist der erste und letzte Buchstabe derart zu ändern, das andere Wörter entstehen, die im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Silbenversteckrätsels in voriger Nummer:
Arbeit und Zeit helfen über vieles Leid.